

S . G . B R O W N E



PECHVOGEL

The title 'PECHVOGEL' is rendered in a bold, blocky, sans-serif font. The letter 'C' is significantly larger than the other letters and is positioned above the 'E' and 'H'. A small, dark silhouette of a person is standing on the bottom edge of the 'C'. The letters 'P', 'E', 'H', 'V', 'O', 'G', 'E', and 'L' are arranged in two rows: 'PE' and 'H' on the top row, and 'VOGEL' on the bottom row.

R O M A N

Aus dem Amerikanischen von
Momo Evers und Ole Johan Christiansen

D R O E M E R

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Lucky Bastard« bei Gallery Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2012 Scott Brown

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2012 Droemer Paperback

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Published by Arrangement with S. G. Browne

c/o FOLIO LITERARY MANAGEMENT LLC,

505 Eighth Avenue Suite 603, New York, NY 10018 USA

Redaktion: Michael Meyer

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-22617-9

2 4 5 3 1

*Für Perry, Joe, Keith, Brad, Dave, Matt, Kristie,
Steve, Michelle, Andrea, Kim und Doug.
Ich bin ein verdammter Glückspilz.*



Soweit ich weiß, haben nackte Frauen normalerweise keine Messer dabei.

Auf der anderen Seite: Wenn man bedenkt, was heute alles seit dem Aufwachen passiert ist, hätte es mich auch nicht überrascht, wenn sie ein Schlachterbeil rausgeholt hätte. Oder eine Kettensäge.

»Warum steckst du das Ding nicht weg?«, sage ich und merke erst dann, dass die Wortwahl etwas missverständlich sein könnte.

Am Glanz in ihren Augen sehe ich, dass sie tatsächlich erwägt, mir diesen Gefallen zu tun, also weiche ich sicherheitshalber ein paar Schritte zurück. Viel mehr Platz habe ich nicht. Nur einen knappen Meter noch, dann geht es abwärts mit mir.

Ich stehe auf dem Dach des Sir-Francis-Drake-Hotels in San Francisco um kurz nach zehn in einer Nacht Ende August, und eine fuchsteufelswilde, nackte Frau hält mich mit einem Messer in Schach. Das mag mein Dilemma nicht in Gänze erklären, aber es gibt Ihnen zumindest eine Vorstellung davon, wie mein Tag bislang gelaufen ist.

Ein Hubschrauber nähert sich. *Schwopp-schwopp-schwopp* machen die Rotorblätter, und die Scheinwerfer durchschneiden die Dunkelheit und den Nebel. Die Bullen!, denke ich, aber dann sehe ich das *CBS-News*-Logo.

Großartig. Ich komme in die Abendnachrichten. Das hat mir gerade noch gefehlt.

Vielleicht hätte ich all das verhindern können, wenn ich nur ein bisschen mehr auf meine Urteilsfähigkeit gegeben hätte.

Oder wenn ich ein vierblättriges Kleeblatt gefunden hätte.

Oder wenn ich noch eine Portion Lucky-Charms-Frühstücksflocken gegessen hätte.

Ich bin nicht abergläubisch, aber manchmal schadet es nicht, besser vorzusorgen.

»Das ist alles nur deine Schuld!«, sagt sie und umklammert das zwanzig Zentimeter lange Tranchiermesser mit beiden Händen. »Alles. Absolut alles. Deine Schuld!«

In Situationen wie dieser wünsche ich mir, ich hätte ein paar Kurse in Gesprächsmediation belegt.

Auch wenn es bei mir zu Hause eher locker zugeht und ich schon früh meiner eigenen Wege gehen konnte, weiß ich doch, wie man sich zivilisiert zu benehmen hat. Dass man *Bitte* und *Danke* sagt, zum Beispiel. Oder dass man das Handy im Kino ausschaltet. Nur Takt und Feingefühl waren noch nie meine Stärken. Nicht dass ich ein aufrührerisches Wesen hätte. Ich war bloß einfach nie sehr geschickt im Pflegen zwischenmenschlicher Beziehungen. Und wenn je eine Situation Geschick und Takt auf zwischenmenschlicher Ebene erfordert hat, dann ist es genau diese, in der ich mich jetzt gerade befinde. Appelliert man in einem Fall wie diesem an den Humor oder besser an den Verstand seines Gegenübers? Außerdem ist das Ganze ohnehin etwas unangenehm, weil sie nackt ist. Also versuche ich es mit einem Blick in die Ferne und schweige.

Andererseits sollte ich irgendetwas tun, damit sie merkt, dass ich nicht der Feind bin. Also schenke ich ihr ein Lächeln, das beruhigend wirken soll. Eines, das Spannungen

löst und die Stimmung hebt. Obwohl ich nicht unbedingt begeistert bin, hier zu sein. Ich kann mir reihenweise Dinge vorstellen, die ich lieber täte. Schlafen zum Beispiel oder nackt Twister spielen. Stattdessen stehe ich auf dem Dach eines Hotels und versuche, eine angespannte Situation zu entschärfen, bevor weitere Personen verletzt werden. Aber wie alle nackten Frauen, die Messer dabei haben, missverstehst sie meine Absichten.

»Meinst du, das ist witzig?«, fragt sie und fuchelt vor mir mit dem Messer in der Luft herum. So bedrohlich wirkt es jedoch gar nicht. Es erinnert mich eher an die Fernsehköchin Rachael Ray bei einer Anleitung über das korrekte Zerteilen von Auberginen. Allerdings ist dies hier keine Kochsendung. Und ich bin auch kein großer Freund von Ratatouille.

»Nein«, antworte ich und schüttele den Kopf. »Das ist überhaupt nicht witzig.«

Eine Menschentraube hat sich einundzwanzig Etagen tiefer auf der Sutter Street gebildet, die Gesichter sind nach oben gewandt und im fahlen Schein der Straßenlaternen undeutlich; aber selbst aus dieser Höhe ist nicht zu übersehen, dass der Medienzirkus seine Zelte aufschlägt. Übertragungswagen, Reporter, Flutlichter. Ein Dutzend Kameras sind auf die Spitze des Hotels gerichtet, der *CBS-News*-Hubschrauber umkreist uns, und der Kameramann, der mit einer Videokamera aus der offenen Tür hängt, hat uns genau im Visier.

Ich lächle und winke.

Ich fühle mich wie in einem Hollywood-Film – wie in einer düsteren Actionkomödie, mit ein paar Intrigen und einer Prise persönlichem Drama. Charaktere sterben, Illusionen werden zerschmettert, und es wird kompliziert. Ich

wünschte nur, ich wüsste, wie es ausgeht. Wie sich alles entwickelt. Was für mich vorgesehen ist. Leider habe ich vergessen, das Drehbuch zu lesen. Also warte ich ab und hoffe, dass mir jemand ein Zeichen gibt.

Der Helikopter kreist noch immer über uns, die Kamera läuft, die Menschen dort unten auf der Straße warten darauf, dass es weitergeht. Und ich bin ein Schauspieler, der versucht, sich an seinen Text zu erinnern.

2

Ich heiße Monday. Nick Monday.

Ich bin Privatdetektiv.

Zumindest erzähle ich das den Leuten, wenn sie fragen, was ich beruflich mache.

Ich habe ein kleines Büro in der Innenstadt von San Francisco. Und wenn ich »klein« sage, beziehe ich mich dabei gar nicht so sehr auf die Größe und meine es auch nicht auf die nette Art und Weise, wie zum Beispiel in »Das ist aber ein niedliches kleines Cottage!« oder »Er ist ein klein wenig exzentrisch«.

Wenn ich von meinem Büro rede, meine ich »klein« eher im Sinne von »morgens einen kleinen Kater haben«. Oder »ein kleines bisschen magersüchtig sein«.

Auf kaum mehr als neun Quadratmetern liegt mein Arbeitsplatz im dritten Stock eines Gebäudes an der Ecke Sutter und Kearny, nur ein paar Blocks vom Union Square entfernt. Trotz meiner beschränkten Geschftsrumme habe ich eine amtliche Zulassung, ausgestellt vom Staat Kalifornien, und darf mich somit offiziell Privatdetektiv nennen.

Aber lassen Sie uns eines klarstellen: Ich bin kein zweiter Sherlock Holmes. Intellektueller Scharfsinn gehörte noch nie zu meinen Stärken. Abgesehen davon habe ich keinen stndigen Begleiter, der meine Abenteuer dokumentiert. Ich bin auch nicht die Art Privatdetektiv, über die Raymond Chandler oder Dashiell Hammett geschrieben haben. Ich bin nicht der pessimistische und zynische Typ. Dieser angeschlagene Idealismus, den man sich einfängt,

wenn man sich mit der Verderbtheit der Gesellschaft auseinandersetzt, ist mir fremd.

Ich nehme das Leben eher leicht als schwer.

Von Kindesbeinen an bin ich allem im Leben mit einer gewissen vergnügten Verantwortungslosigkeit begegnet. Einem sorgenfreien Opportunismus. Habe nie wirklich Pläne geschmiedet oder mir Gedanken über Konsequenzen gemacht. Stattdessen habe ich immer das getan, was mir am hilfreichsten erschien, um meine Ziele zu erreichen. Die ständige Suche nach dem Weg des geringsten Widerstands. Nach irgendeinem Mittel zum Zweck.

Mein Vater hat sein Lebtag lang von morgens um neun bis abends um fünf gearbeitet. Seine Familie hielt es ebenso. Und er hat mir ständig erzählt, dass ich so viel Ehrgeiz wie ein Furz besäße und dass ich wahrscheinlich genauso viel erreichen würde. Seiner Meinung nach war ich also so etwas wie ein Reflex der Bequemlichkeit. Ein Nebenprodukt beim Verdauungsvorgang der Gesellschaft. Etwas, bei dem die Leute die Nase rümpfen und sagen: »Was ist denn das für ein Gestank?« Oder: »Oh, mein Gott!«

Wir waren nie auf Augenhöhe.

Ich weiß, dass mein Vater nicht damit einverstanden wäre, was aus mir geworden ist und womit ich meinen Lebensunterhalt verdiene. Allerdings hatte er darauf noch nie besonders viel Einfluss. Dass ich so bin, wie ich bin, habe ich meiner Mutter zu verdanken, und das konnte er nie akzeptieren. Er war immer der Auffassung, Menschen müssten sich alles im Leben erarbeiten. Vermutlich hat er geglaubt, mir dieselbe Haltung einprägen zu können. Aber seine Arbeitermoral hatte keine Chance gegen den genetisch vererbten Zweckoptimismus meiner Mutter.

Auf der anderen Seite: In meinem Berufsstand schadet es auch nicht, sich an feste Abläufe zu halten. An etwas, das einem die Illusion von Ordnung vermittelt. Ich glaube weder an den Himmel noch an die Hölle, aber ich glaube, dass der Teufel im Detail steckt.

Und ich glaube an Routine.

Ich wache jeden Morgen um sieben Uhr dreißig auf.

Ich esse Lucky-Charms-Flocken zum Frühstück – auch wegen ihres schönen Namens: Glücksbringer.

Ich trinke Cappuccino von Starbucks und Mokka von Peet's.

Das mit dem Kaffee ist eher Gewohnheit als Routine; aber jeder hat ja so seine Laster. Und ich habe mehr Laster als jeder Durchschnittsdetektiv.

An diesem Morgen also – vor dieser Sache im Sir Francis Drake, vor der nackten Frau mit dem Fleischermesser, vor dem Hubschrauber und der gaffenden Mensentraube tief unter mir – sitze ich in T-Shirt, Jeans und Chucks in meinem Büro, trinke Cappuccino und esse Lucky Charms, während ich für meinen aktuellen Fall recherchiere. Das bedeutet: eine Menge Surfen im Netz, Kaffeetrinken und Aus-dem-Fenster-Schauen – dem einzigen in dieser Abstellkammer, die ich mein Büro nenne.

Eine klassische Fehldarstellung von Privatdetektiven in der Literatur ist ihr glamouröses Leben voller Mysterien, Intrigen und verführerischer Femmes fatales. Ein Leben voller Mord, Erpressung und Korruption. An jeder Ecke Vermisstenfälle, gestohlene Artefakte und Tarnidentitäten.

Kein Wunder, denn niemand würde etwas darüber lesen wollen, was Privatdetektive *wirklich* tun. Über Vorladungen vor Gericht etwa, Versicherungsbetrug und das Durchleuchten von Konzernen. Das Aufspüren säumiger Schuld-

ner, die Untersuchung von Urheberrechtsverletzungen und die Spurensuche am Computer. Darüber, den Großteil des Tages in einem schäbigen Büro zu verbringen und im Internet zu recherchieren.

Gäh.

Aber das ist die Realität. Genau das machen die meisten Privatdetektive heutzutage, um sich ihre Brötchen zu verdienen. Einige spezialisieren sich auf ein bestimmtes Feld, während andere sich an zwei oder drei davon versuchen, aber geschossen wird auf niemanden. Niemand trifft sich in dunklen Gassen. Niemand hat Sex mit Lauren Bacall.

Das gilt zumindest für mich.

Ich beschäftige mich meistens mit Versicherungsfällen, Betrugereien, frustrierten Kreditgebern und Ehebrüchen. Auch ohne das Schuldprinzip bei Scheidungen ist Untreue nach wie vor die lukrativste Quelle für viele Detektive. Indiskretionen von Ehepartnern eignen sich hervorragend als Hebel beim Streit um das Sorgerecht, den Unterhalt und die Aufteilung des Eigentums.

Offenbar geht es den meisten Paaren bei der Sache mit den guten und den schlechten Tagen vor allem um Letzteres.

In jüngster Zeit erhalte ich allerdings immer häufiger Anrufe von Menschen, die mich bei einer ganz anderen Sache um Hilfe bitten: dabei, ihr gestohlenes Glück zurückzuholen.

Ein halbes Dutzend Mal in den letzten Monaten haben mich potenzielle Klienten angerufen, die mich anheuern wollten, um ihr Glück zu finden. Ich rede hier nicht über Jugendliche und Telefonstreiche. Auch nicht von Obdachlosen oder Geisteskranken, die ihre Medikamente abge-

setzt haben. Es waren normale, durchschnittliche Menschen, die ein schönes, von Glück erfülltes Leben führten und für die sich das Blatt in den meisten Fällen zu ihren Gunsten wendete.

Bis eines Tages etwas schiefging.

Sie verloren wichtige Kunden. Hatten einen Autounfall. Entdeckten einen Termitenstaat in ihren Wänden. Vielleicht musste einer von ihnen für eine Wurzelbehandlung zum Zahnarzt. Ein anderer fuhr an der Börse hohe Verluste ein oder wurde zum ersten Mal seit Jahren krank.

Den meisten dieser Anrufer diagnostiziere ich nur eine Überreaktion auf die üblichen Hochs und Tiefs des Lebens. Es sind normale Dinge, die normalen Menschen eben passieren. Selbst wenn du als Glückspilz auf die Welt kommst, gibt es keine Garantie dafür, dass du immer deinen Willen bekommst. Manchmal geht einfach etwas schief.

Aber diese Leute rufen mich an, weil sie glauben, dass ihnen das Leben, das sie bisher führten, irgendwie zustünde und dass es nur eine mögliche Erklärung für die Unglücke gäbe, die ihnen nun zugestoßen sind: nämlich die, dass jemand ihnen ihr Glück gestohlen hat. Das glauben sie wegen dieser Medienberichte über Glückswilderer. Über Menschen, die die Fähigkeit besitzen, anderen ihr Glück zu stehlen.

Es handelt sich dabei nicht um eine Geschichte, die von seriösen Zeitungen, überregionalen Magazinen oder Nachrichtensendern verbreitet werden würde. Im *Wall Street Journal*, der *Newsweek* oder auf *CNN* erfährt man nichts darüber. Es ist eher eine Art moderner Legende, ein Mythos aus der Popkultur, mit dem sich die Regenbogenpresse beschäftigt.

Der Stoff für einen Bericht in einem Boulevardblatt, das auch *Elvis lebt!* meldet. Für einen Beitrag im Frühstücksfernsehen, gleich nach den Promi-News. Oder für eine Folge von Jerry Springers TV-Talkshow.

»Unser Thema heute: Mein Ex-Mann hatte Sex mit einer Glückswilderin!«

Diese Medienorgane zweifelhaften Rufs beschreiben, wie die Diebe das Glück normaler Menschen stehlen, es für Tausende von Dollars auf dem Schwarzmarkt verkaufen und so eine unkontrollierbare Subkultur des Glückshandels erschaffen haben.

Manche behaupten, Glückswilderer seien Außerirdische. Andere halten sie für genetische Mutanten. Etwas paranoidere Charaktere glauben an Forschungsprojekte der Regierung, deren Masterplan es ist, der ganzen Welt das Glück zu stehlen und es Konzernen und Politikern zuzuschancen. Dass die Regierung nichts gegen diese Ungerechtigkeit unternimmt und die Existenz von Glückswilderern sogar leugnet, gießt nur noch mehr Öl in diese ganz besonderen Feuer.

Mindestens einmal pro Woche lese oder sehe ich etwas über Glücksdiebe in den Boulevardzeitungen oder im Trash-TV. Glücksdiebe, die sich auf Menschen stürzen, die Blitzschläge überlebt, im Lotto gewonnen oder beim Bowling ein perfektes Spiel hingelegt haben. Und seien wir ehrlich: Die meisten, die mich anrufen und mich um Hilfe beim Auffinden ihres gestohlenen Glücks bitten, sind schlicht nicht in der Lage, Verantwortung für ihre eigenen Probleme zu übernehmen oder mit ihren persönlichen Fehlentscheidungen fertigzuwerden.

Nein, ihnen wurde ihr Glück nicht gestohlen. Denn wenn es ihnen gestohlen worden wäre, wüsste ich davon.

Ich wäre derjenige gewesen, der es ihnen gestohlen hat.

3

Am 26. November 1972 kam es an Bord von Flug 367 der Yugoslav Airlines auf der Strecke von Stockholm nach Belgrad zu einer Explosion. Das Flugzeug geriet außer Kontrolle, zerbrach in zwei Teile und stürzte über dem heutigen Tschechien ab. Siebenundzwanzig der achtundzwanzig Personen an Bord starben, der Großteil beim Aufprall der Maschine.

Vesna Vulovic, ein Mitglied der Besatzung, befand sich zum Zeitpunkt der Explosion im hinteren Bereich des Flugzeugs – jenem Teil, der vom Rumpf abgerissen wurde und anschließend ungefähr zehn Kilometer in die Tiefe stürzte, ehe er sich in den Boden bohrte. Ein kleiner, rollbarer Speisewagen klemmte Vesna im hinteren Teil des Passagierraums ein. Der Wagen wirkte nicht nur wie ein Sicherheitsgurt, sondern verhinderte auch, dass Vesna hinausgesaugt wurde. Sie erlitt Frakturen an Schädel und Wirbeln, brach sich beide Beine und war vorübergehend von der Hüfte abwärts gelähmt. Aber sie überlebte Explosion und Absturz und hält seitdem den Weltrekord im Überleben eines Sturzes aus größtmöglicher Höhe ohne Fallschirm.

Die meisten würden jetzt sagen, Vesna Vulovic habe Glück gehabt. Andere würde behaupten, sie wäre als Glückskind geboren. Sie alle hätten recht. Doch die Chance, dass Vesna Vulovic ihr Glück nach ihrem Rekordsturz dauerhaft behalten durfte, ist wohl in etwa so hoch wie die Wahrscheinlichkeit, um 1860 herum auf einer Sklavenplantage in Georgia einen Menschenrechtler zu finden.

Über ein solches Maß an Glück wie das von Vesna Vulovic wird nicht berichtet, ohne dass es Aufmerksamkeit erregt. Und damit meine ich nicht die Aufmerksamkeit jener Leute, die möchten, dass man ihnen exklusiv seine Lebensgeschichte erzählt, oder die einen in Talkshows stecken wollen. Ich spreche von Leuten, die einem etwas nehmen wollen, mit dem man geboren wurde, um sich danach durch dessen Verkauf an Dritte persönlich zu bereichern.

Ich spreche von Glücksdieben. Wilderern.

Von Leuten wie mir.

Schon bald nachdem Vesnas Geschichte in den Zeitungen zu lesen gewesen war, sie aus ihrem Koma erwacht war und sich einer neugierigen und mitfühlenden Öffentlichkeit gegenübergesehen hatte, trat jemand Unauffälliges auf sie zu. Bewaffnet mit nichts weiter als seiner ganz speziellen, angeborenen Physiologie, schüttelte dieser Jemand Vesna die Hand und stahl ihr Glück.

Ta-dah. Einfach so.

Ich war nicht dort. Ich habe Vesna Vulovics Glück nicht gestohlen. 1972 war ich noch nicht mal auf der Welt. Aber ich wette darauf, dass dieser Glücksdieb Vesnas Glück auf dem Schwarzmarkt für fünfzig große Scheine verkaufen konnte. Selbst in den Siebzigern musste man für das Glück von Berühmtheiten was drauflegen.

Nicht jeder kann Glück stehlen. Diese Fähigkeit ist nichts, das man durch Ratgeber oder in Wochenendseminaren lernen kann. Sie kann nicht im Labor geklont oder mittels chemischer Reaktionen nachgebildet werden. Man wird damit geboren. Urgroßmutter vererbte Großvater dieses Talent, das er an meine Mutter weitergab, von der ich es bekam – auch wenn meine Mutter sich weigerte, es

zu nutzen. Sie meinte, es wäre nicht richtig, jemand anderem sein Glück zu stehlen.

Hätte meine Mutter ihre Fähigkeit ab und zu eingesetzt, wäre sie vielleicht nicht aus ihrer Parklücke gefahren, als dieser Bus eine rote Ampel ignorierte und kurz darauf ihren Wagen rammte.

Manchmal sehe ich sie noch vor mir: im Fahrersitz, mit gebrochenen Knochen und voller Blut, mit Splittern vom Sicherheitsglas im Haar, den Kopf zur Seite gewandt, den Hals unnatürlich verdreht. Mir ist damals nichts passiert. Nicht mal ein Kratzer. Schon mit neun Jahren hatte ich die hohe Kunst des Wilderns erlernt.

Rein äußerlich sieht meine Haut aus wie die jedes anderen. Ich schwitze, bekomme Sonnenbrand, schneide mich an scharfen Papierkanten, ziehe mir Wunden zu oder schürfe mir die Knie auf. Aber meine Haut heilt schneller als die anderer. Vielleicht habe ich mehr Keratin oder Kollagen. Oder zusätzliche Zellen, die für die Immunabwehr zuständig sind. Doch ganz gleich, was dafür verantwortlich sein mag, dass meine Haut schneller heilt: Dieses Etwas ist es, das mich das Glück anderer Menschen absorbieren lässt, wenn ich ihre Hand mit der meinigen umschließe.

Man kann nicht einfach jemanden am Arm oder Bein oder einer entblößten Hautstelle anfassen und ihm so das Glück stehlen. Doch Händeschütteln ist – zumindest in den USA – eine völlig normale Geste. Ein Zeichen von Freundschaft und Wertschätzung. Die meisten Menschen schütteln Fremden die Hand, ohne lange darüber nachzudenken. Und so muss man sich selbst auch keine Gedanken darüber machen, und – *puff!* Schon ist es weg, das Glück.

Und der Bestohlene merkt nichts davon.

Natürlich können normale Leute Glück weder messen noch bestimmen. Deshalb kann einem auch niemand beweisen, dass man anderen ihr Glück gestohlen hat. Viele Menschen glauben nicht einmal, dass es so etwas wie Glück überhaupt gibt. Glück, sagen sie, sei doch nur ein Konzept, das man sich ausgedacht habe, um zu erklären, warum manche Menschen ein behütetes Leben führen, während andere von einer Katastrophe in die nächste stolpern. Aber sie irren sich. Glück existiert. Ob eine Person allerdings viel oder wenig davon hat, liegt nicht daran, dass sie etwas falsch oder richtig gemacht hätte. Es hat weder etwas mit Karma noch mit Schicksal zu tun und ist auch kein uralter Fluch.

Menschen werden einfach so geboren – mit viel oder mit wenig Glück.

Diejenigen, die genetisch nicht damit gesegnet wurden oder die mehr davon haben wollen, kaufen es auf dem Schwarzmarkt. Aber auch wenn man gutes Geld bezahlt hat, um mehr Glück zu bekommen, kann es für diejenigen, die nicht mit diesem Glück geboren wurden, unberechenbar sein. Wankelmütig. Vermutlich wird das Glück deshalb oft als Frau dargestellt. Und es ist, wie Mick Jagger in *Running out of luck* singt: Manchmal verlässt einen das Glück einfach.

Allerdings: Wer damit geboren wurde, dem geht das Glück niemals aus. Es sei denn natürlich, jemand wie ich kommt vorbei und nimmt es sich.

Manchen Menschen ist auch das Pech in die Wiege gelegt, aber es ist keine gute Idee, Pech zu wildern. Das ist, als ob man einen unerwünschten Gast zu sich nach Hause einlädt, um dann festzustellen, dass er vorhat, den Rest seines Lebens mit einem zu verbringen.

Aber bloß weil es eine schlechte Idee ist, heißt das noch lange nicht, dass es nie jemand versucht hätte. Denken Sie nur an das Debakel um den Ford Edsel. Oder an den Film *Battlefield Earth – Kampf um die Erde*. Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte voller Fehlentscheidungen.

Vertrauen Sie mir. Ich weiß, wovon ich rede.

Ich bin nicht Privatdetektiv, weil ich einer sein möchte. Aber nachdem ich Tucson verlassen hatte, musste ich irgendwie meine Rechnungen bezahlen. Und der Beruf des Detektivs schien zu passen, denn schließlich hatte ich bereits fünfundzwanzig Jahre Erfahrung darin, andere Menschen zu beobachten. Nur dass ich nie gedacht hätte, dass es so langweilig werden würde.

Bei meinem aktuellen Auftrag geht es zum Beispiel um verdächtige Versicherungsfälle. Das ist in etwa so spannend wie Hafergrütze. Statt im Internet zu recherchieren, surfe ich also im Netz und suche nach Menschen, die dem Tod ein Schnippchen geschlagen haben, plötzlich reich wurden oder bei Preisausschreiben gewonnen haben.

Anders gesagt: Ich suche Opfer.

Vor zwanzig Jahren war die Opfersuche viel aufwendiger. Man ging in Büchereien und las die überregionalen Zeitungen. Man wartete auf die abendlichen Lokalnachrichten. Hörte Radio. Musste richtig arbeiten und viel Zeit auf der Straße verbringen, immer in der Hoffnung, dass kein anderer Wilderer einem zuvorkam.

Aber dank des Internets, Nachrichtensendern mit 24-Stunden-Programm und eines endlosen Informationsflusses muss man nicht mal mehr seine Wohnung verlassen, um den neuesten Lottogewinner zu finden. Oder einen Surfer, der einen Haiangriff überlebt hat. Oder einen Golfer mit einem Handicap von 19, der plötzlich ein Hole-in-one

landet. Und statt auf der Suche nach Opfern von einem Ort zum anderen zu hetzen, haben wir heute feste Reviere, die andere Wilderer nicht betreten dürfen. Das ist ein ungeschriebenes Gesetz, an das sich die meisten von uns halten. Auf der anderen Seite sind wir im Grunde nichts anderes als moderne Piraten. Und so ist die Sache mit den Revieren doch eher eine lose Regel als ein unumstößliches Gesetz.

Wie das Sprichwort schon sagt: Gelegenheit macht Diebe.

Mein Revier ist die San Francisco Bay Area, und leider finde ich im Netz für diesen Bereich keine Hinweise auf potenzielle Opfer. Also muss ich mich auf traditionellere Methoden verlassen.

Heute ist der *San Francisco Examiner* voll von Artikeln über Lokalpolitik, staatliche Haushaltsprobleme und einen drohenden Streik im öffentlichen Nahverkehr. Das einzig Interessante ist eine Geschichte über einen Einheimischen namens James Saltzman, der beim Baseball offenbar die letzten Home Runs von Ken Griffey junior und Sammy Sosa gefangen hat. Nicht gerade eine Vesna Vulovic, aber besser als nichts.

Außer James Saltzman gibt es nichts Nützliches, also speichere ich den Namen in meinem Kopf und werfe die Zeitung beiseite. Als ich schon überlege, ob ich mich durch die Promiblätter wühlen soll, klingelt eines meiner Handys.

Ich habe zwei Handys: ein privates, das ich auch für das Detektivgeschäft nutze, und ein weiteres, das unter einem Decknamen läuft und der Wilderei vorbehalten ist.

Es ist das Wilderer-Telefon, das klingelt.

Das war nicht oft der Fall in den letzten drei Jahren. Deshalb auch die Notwendigkeit für mein Leben als Pri-

vatdetektiv. Wenn man keine Ware umschlagen kann, muss man seinen Lebensunterhalt eben anders verdienen – und das Letzte, was ich will, ist, in irgendeinem dieser Großraumbüros mit durch Pressspanplatten abgetrennten Arbeitsplätzen hinterm Schreibtisch zu hocken, während mir ein sozial gestörter Sklaventreiber aus dem mittleren Management im Nacken sitzt und mir vorschreibt, was ich zu tun habe.

Befehle zu befolgen war noch nie mein Ding.

»Restaurant Glücksdrache. Ja bitte?«, melde ich mich.

Stille am anderen Ende der Leitung. Aber ich höre den Anrufer atmen, ich höre Verkehrslärm und in der Ferne eine Feuerwehresirene. Die gleichen Geräusche wie vor meinem Bürofenster. Ohne das Atmen.

Ich warte dreißig Sekunden, lausche dem Atmen, dann bricht die Verbindung ab.

Also wende ich mich wieder der Suche nach einem Opfer zu, behalte das Handy aber im Blick und hoffe, dass es wieder klingelt. Vielleicht ein Kunde, der etwas Bedenkzeit braucht. Doch das Handy auf meinem Schreibtisch bleibt stumm.

Ein paar Sekunden später klopft es an meiner Tür.

Ich erwarte keinen Besuch. Oder Klienten. Oder die Spanische Inquisition. Aber mir bleibt keine Zeit, mir zu überlegen, ob ich den Besuch hereinbitten oder durch das Fenster auf die Feuerleiter klettern soll. Die Tür öffnet sich, und zwei gepflegt aussehende asiatische Verbrecher in teuren, perfekt aufeinander abgestimmten Anzügen kommen herein.

Woher ich weiß, dass die beiden Verbrecher sind? Sie sehen eben so aus. Entweder sind sie Schläger, oder die beiden leiden an Verstopfung.

Sie schließen die Tür hinter sich und nähern sich meinem Schreibtisch.

»Nick Monday?«, fragt der Linke.

Ich nicke. »Sieht so aus. Wer will das wissen?«

»Tommy Wong möchte mit Ihnen sprechen.«

Tommy Wong ist eine Lokalgröße in San Francisco. Ich habe den Kerl nie getroffen, aber er ist anscheinend der Kopf der chinesischen Mafia. Als »heimlicher Herrscher über Chinatown« hat er bei allem seine Finger im Spiel: von Bars über Dim-Sum-Restaurants bis zu Massagesalons.

Warum ausgerechnet Tommy Wong mit mir reden möchte, ist mir allerdings schleierhaft.

»Worum geht es denn?«, will ich wissen.

»Um ein Geschäft«, antwortet Mafia-Schläger eins.

Ich warte auf weitere Informationen, aber die beiden schweigen.

»Was für eine Art von Geschäft?«

»Eines, bei dem Ihre ganz besonderen Fähigkeiten gefragt sind«, sagt Schläger eins.

»Jonglieren? Katzenflüstern? Oder dass ich einen Kirschiel mit der Zunge verknoten kann?«

Schläger zwei starrt mich weiterhin unbeeindruckt an.

»Lassen Sie uns keine Spielchen spielen«, erwidert Schläger eins, der Gesprächigere der beiden. »Es gibt nur einen Mann in San Francisco, der Glück stehlen kann.«

Er hat schon recht, es gibt nicht viele von uns in der Gegend. Eine Mutter und ihre Tochter in Seattle, eine vierköpfige Familie in Los Angeles, zwei Brüder und ihr Großvater im San Joaquin Valley. Das sind die an der Westküste, von denen ich weiß. Ich habe auch schon von Wilderern in Chicago, Miami, Las Vegas, Phoenix, St. Louis, Denver, Memphis, Boston und New York gehört. Sogar von wel-

chen in Kanada und einigen, die über ganz Europa verstreut sind. Wir übernehmen bestimmt in nächster Zeit nicht die Weltherrschaft, aber es gibt doch mehr von uns, als man denken mag.

Doch Tommys Schläger liegt trotzdem falsch. Ich bin nicht der Einzige in San Francisco, der Glück stehlen kann.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, sage ich. »Ich bin Privatdetektiv.«

»Ich habe Verständnis dafür, dass Sie Ihre Fassade aufrechterhalten wollen«, entgegnet Schläger eins. »Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass Mr. Wong Ihre Dienste regelmäßig in Anspruch nehmen möchte.«

»Sie meinen, als unabhängiger Zulieferer?«

»Eher als Angestellter«, sagt er, während Schläger zwei meine Bürotür öffnet und mich auffordernd ansieht. »Aber die Details können Sie mit Mr. Wong besprechen.«

Dass die chinesische Mafia weiß, wer ich bin, ist nicht sehr überraschend, wenn auch etwas beunruhigend. Nicht ganz so schlimm wie eine Enttarnung für Clark Kent, aber dass meine Deckung auffliegt, ist so ziemlich das Letzte, was ich gebrauchen kann. Dennoch ist die Vorstellung, fest für jemanden zu arbeiten, ungefähr so anziehend wie eine vollgeschissene Windel.

»Danke für das Angebot, aber ich muss leider ablehnen.«

»Offenbar haben wir uns missverstanden«, sagt Schläger eins. »Es handelt sich nicht um ein Angebot, das Sie ablehnen können.«

»Ich habe Sie sehr gut verstanden. Aber ich möchte es trotzdem dabei belassen.«

Was nicht ganz der Wahrheit entspricht. Natürlich würde ich gern mehr Geld verdienen, in Kauai mit Aussicht auf

Hanalei Bay leben, und gegen eine Privatmasseuse hätte ich auch nichts einzuwenden. Aber nur weil irgendjemand einem ein Angebot macht, das man nicht ablehnen sollte, bedeutet das noch lange nicht, dass es eine gute Idee wäre, es anzunehmen.

»Das ist Ihre letzte Chance, Ihre Meinung zu ändern«, erklärt Schläger eins.

»Nein«, sage ich und hoffe, dass er keine Knarre zieht und mich erschießt. Das wäre ein echter Dämpfer für den heutigen Tag. »Danke, aber ich bin mir sicher.«

Statt mich zu erschießen, schenkt er mir zum Abschied einen finsternen Blick, dreht sich um und verlässt das Büro. Schläger zwei hingegen lächelt.

»Wir sehen uns, Mr. Monday«, sagt er und schließt die Tür hinter sich.